

dtv

*Reihe Hanser*



Emmi Itäranta

# Der Geschmack von Wasser

Aus dem Finnischen von  
Anu Stöhner

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die Übersetzung des Buches wurde gefördert durch FILI.

FILI  
FINNISH LITERATURE EXCHANGE

Das gesamte lieferbare Programm der *Reihe Hanser*  
und viele andere Informationen finden Sie unter  
[www.reihehanser.de](http://www.reihehanser.de)



Deutsche Erstausgabe

2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

© Emmi Itäranta, 2012

Titel der Originalausgabe: ›Teemestarin Kirja‹  
(Teos Publishers, 2012, Helsinki)

German edition published by agreement with  
Emmi Itäranta & Elina Ahlback Literary Agency, Helsinki, Finland

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© 2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Umschlaggestaltung: Doris Katharina Künster

Gesetzt aus der Fairfield 11,25/14,5

Gesamtherstellung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany. ISBN 978-3-423-65009-0

## PROLOG

Alles ist vorbereitet.

Sieben Wochen lang habe ich nun jeden Morgen die Blätter von den Steinplatten des schmalen Weges zum Teehaus gefegt, und neunundvierzigmal habe ich danach eine Handvoll Blätter ausgesucht, um sie wieder auf den Weg zurückzustreuen, damit er nicht zu sehr wie von Menschenhand sauber gehalten aussieht. Es war eines der Dinge, die meinem Vater wichtig gewesen waren.

Sanja sagte mir einmal, man müsse es den Toten nicht mehr recht machen wollen. Vielleicht muss man das wirklich nicht. Vielleicht versuche ich auch nur, es mir selbst recht zu machen. Manchmal sehe ich den Unterschied nicht. Wie könnte ich auch, wo ich die Toten in meinen Knochen und in meinem Blut trage, von ihnen außer mir nichts geblieben ist.

Seit sieben Wochen habe ich es nicht mehr gewagt, die Quelle zu besuchen.

Gestern Morgen drehte ich den Wasserhahn in der Küche auf und hielt die Öffnung eines der Wasserschläuche darunter. Ich versuchte es mit guten und mit hässlichen Worten, und vielleicht habe ich sogar geschrien und geweint, aber das Wasser kümmern die menschlichen Sorgen

nicht. Unsere Sorgen lassen es weder langsamer noch schneller durchs Dunkel der Erde fließen, wo nur Steine es hören können.

Es kamen ein paar Tropfen, vielleicht ein Löffel voll. Ich weiß, was das bedeutet.

Heute Morgen habe ich den kleinen Rest Wasser aus dem letzten Schlauch in den Teekessel geleert, habe getrockneten Torf ins Teehaus geschafft und den Feueranzünder neben die Feuerstelle gelegt. Ich dachte an meinen Vater, gegen dessen Wünsche ich verstoßen hatte, und an meine Mutter, die den Tag, an dem ich Teemeisterin geworden war, nicht erlebt hatte.

Ich dachte an Sanja und wünschte mir, dass sie schon dort war, wo ich hinwollte.

Ein Gast, dessen Gesicht mir nicht fremd ist, kommt den schmalen Weg zum Teehaus entlang und reicht mir die Hand, die ich bereitwillig ergreife. Die Welt dreht sich nicht langsamer oder schneller, nachdem wir durch das Tor gegangen sind.

Übrig bleibt nur Licht auf dem Wasser oder ein verschwindender Schatten.

# TEIL I

## DIE WÄCHTER DES WASSERS

Nur das, was sich verwandelt, bleibt erhalten.

Wei Wulong, »Der Pfad des Tees«

7. Jahrhundert der alten chinesischen Zeit



# 1

Wasser ist das wandelbarste aller Elemente. So erzählte es mir mein Vater an dem Tag, an dem er mich an einen Ort mitnahm, den es nicht gab. Obwohl er sich in vielen Dingen irrte, hatte er dieses eine Mal recht, das glaube ich bis heute. Das Wasser geht mit dem Mond und umarmt die Erde, und es hat keine Angst, im Feuer zu sterben oder in der Luft zu leben. Wenn man hineinsteigt, ist es nah wie die eigene Haut, aber wenn man mit zu großer Wucht darauf aufschlägt, geht man entzwei. Zu einer Zeit, als es auf der Welt noch Winter gab, kalte Winter, weiße Winter, Winter, in die man sich einwickeln, in denen man ausrutschen und aus denen man in die Wärme kommen konnte, gingen die Menschen auf fest gewordenem Wasser und nannten es Eis. Ich habe auch Eis gesehen, aber nur kleine, von Menschen gemachte Stücke. Mein ganzes Leben lang habe ich davon geträumt, wie es wäre, auf dem Eis eines Meeres zu gehen.

Der Tod ist ein naher Verbündeter des Wassers. Man kann sie nicht trennen, und beide kann man von uns nicht trennen, weil wir am Ende aus ihnen gemacht sind: aus der Wandelbarkeit des Wassers und der Nähe des Todes. Das Wasser hat keinen Anfang und kein Ende, aber der Tod hat

beides. Der Tod *ist* beides. Manchmal geht der Tod verborgen im Wasser, und manchmal verjagt das Wasser den Tod, aber sie gehen immer zusammen, in der Welt und in uns.

Auch das habe ich von meinem Vater gelernt, obwohl ich inzwischen glaube, dass ich es genauso gut ohne ihn gelernt hätte.

Ich kann meinen eigenen Anfang wählen.

Vielleicht werde ich auch mein eigenes Ende wählen.

Der Anfang war der Tag, an dem mein Vater mich an einen Ort mitnahm, den es nicht gab.

Zwei Wochen waren vergangen, seit ich die Abiturprüfung abgelegt hatte, die für alle Bürger im Jahr ihrer Volljährigkeit obligatorisch war. Ich hatte sie bestanden, aber es war immer klar, dass ich weiter bei meinem Vater in die Lehre gehen und nicht in die Stadt ziehen würde, um dort zu studieren. Es war eine Wahl, zu der ich mich verpflichtet fühlte, weshalb es eigentlich keine Wahl war. Aber meine Eltern schienen damit zufrieden zu sein, und ich selbst war auch nicht unglücklich, das war zu dem Zeitpunkt das einzig Wichtige.

Wir befanden uns im Garten hinter dem Teehaus, wo ich Vater half, leere Wasserschläuche zum Trocknen aufzuhängen. Ein paar davon trug ich noch über dem Arm, aber der größte Teil hing schon mit der Öffnung nach unten an den Haken eines Metallgestells. Das Sonnenlicht sickerte in Schleiern durch ihre dünne, dehnbare Haut. Wassertropfen rannen langsam über die Innenseite, bevor sie auf den Rasen fielen.

»Der Teemeister hat eine besondere Beziehung zum

Wasser und zum Tod«, sagte mein Vater, während er einen der Schläuche auf Risse untersuchte. »Der Tee ist ohne Wasser kein Tee, und ein Teemeister ohne Tee ist kein Teemeister. Der Teemeister widmet sein Leben dem Dienst an anderen, aber er selbst nimmt nur einmal in seinem Leben als Gast an einer Teezeremonie teil, dann, wenn er spürt, dass der Tod naht. Er weist seinen Nachfolger an, alles für die letzte Zeremonie vorzubereiten, und nachdem er den Tee getrunken hat, wartet er allein im Teehaus, bis der Tod ihm die Hand aufs Herz legt und es anhält.«

Vater warf den Wasserschlauch auf den Rasen, wo schon mehrere andere lagen. Ihre Reparatur gelang nicht immer, aber sie waren teuer, wie alles, was aus ordentlichem Plastik gemacht war, und meistens lohnte es sich, es wenigstens zu versuchen.

»Hat sich denn noch nie jemand geirrt?«, fragte ich. »Glaubt, dass der Tod kommt, obwohl es noch nicht Zeit war?«

»In unserer Familie nicht«, antwortete Vater. »Ich habe von einem Meister gehört, der seinen Sohn um die letzte Teezeremonie gebeten hatte, sich danach auf dem Boden des Teehauses ausstreckte und zwei Tage später ins Haus zurücklief. Die Diener hielten ihn für ein Gespenst, und einer von ihnen erlitt einen Herzschlag. Der Teemeister hatte sich geirrt und den Tod des Dieners für seinen eigenen gehalten. Der Diener wurde eingeäschert, und der Meister lebte noch weitere zwanzig Jahre. Aber so etwas geschieht normalerweise nicht.«

Ich schlug nach einer Bremse, die sich auf meinem Arm niedergelassen hatte. Sie flog rechtzeitig davon. Das

Schweißband meines Insektenhuts fühlte sich zu eng an und juckte, aber ich wusste, dass ich ihn nicht abnehmen durfte, weil sich dann zu viele Plagegeister auf mich stürzen würden.

»Wie weiß man, dass der Tod kommt?«, fragte ich.

»Man weiß es einfach«, antwortete Vater. »So wie man weiß, dass man liebt, oder wie man im Traum weiß, dass jemand Vertrautes im Zimmer ist, auch wenn man das Gesicht nicht kennt.« Er nahm mir die letzten Wasserschläuche ab. »Hol zwei Laternen von der Veranda des Teehauses und füll sie mir auf!«

Ich wunderte mich, wozu wir Laternen brauchten, wo es noch früh am Nachmittag war und zu dieser Zeit im Jahr nicht einmal die Nacht die am Horizont schwebende Sonne niederzudrücken vermochte. Ich lief um das Teehaus herum und zog zwei Laternen unter der Bank auf der Veranda hervor. Auf dem Boden der einen bewegte ein Leuchtkäfer müde die Flügel. Ich kippte ihn in die Stachelbeersträucher, wo seinesgleichen sich am liebsten aufhielten. Er hatte seine Arbeit getan. Auf der Suche nach ausgeruhten Artgenossen tat ich einen Schritt zur Seite und schüttelte Zweige über den offenen Laternen, bis auf beider Boden eine Handvoll schläfrig taumelnder Käfer versammelt waren. Dann schloss ich die Deckel der Laternen und brachte sie meinem Vater.

Er trug einen leeren Wasserschlauch auf dem Rücken. Sein Blick hinter dem Netz des Insektenhuts war verschlossen. Ich reichte ihm die Laternen, aber er nahm nur eine von ihnen.

»Noria, ich muss dir etwas zeigen«, sagte er. »Komm mit!«

Wir gingen über das ausgetrocknete Moor, das sich hinter unserem Anwesen erstreckte, bis an den Fuß des Fjells und dann hangaufwärts. Obwohl der Weg nicht lang war, klebte mir zäher Schweiß die Haare an den Kopf. Als wir das Felsenmeer erreichten, setzte ich den Insektenhut ab. Der Wind dort oben war so stark, dass es nicht so viele Mücken und Bremsen gab wie unten beim Haus.

Der Himmel war sauber und still. Die Sonne brannte auf der Haut. Vater war stehen geblieben; vielleicht überlegte er, wie er weitergehen wollte. Ich drehte mich um und schaute zurück. Das Teemeisteranwesen mit seinem Garten und dem lichten Wäldchen, das es zu einem Gutteil umgab, war ein Fleck fließenden Grüns inmitten versengter Wiesen und blanken Gesteins in einer ausgeblichenen Landschaft. Die Häuser des Dorfes standen übers Tal verstreut, auf der anderen Seite erhob sich das andere Fjell, Alvinvaara genannt. Weit hinter dessen Hängen, dort, wo die bewässerten Gebiete waren, konnte man einen Streifen dunkelgrünen Fichtenwald erkennen. In derselben Richtung, nur noch weiter entfernt, lag das Meer, doch das hätte man selbst bei klarstem Wetter nicht sehen können. In der anderen Richtung lag der langsam sterbende Tote Wald. Als ich noch ein Kind war, hatte es dort noch vereinzelte Birken gegeben, die mir kaum bis zur Taille reichten, und einmal hatte ich zwischen ihnen eine ganze Handvoll Preiselbeeren gepflückt.

Wo das Felsenmeer begann, gab es einen Pfad, für den sich Vater jetzt entschied. Auf dieser Seite des Fjells war der Hang voller Höhlen. Als Kind war ich hier oft zum Spielen hergekommen. Ich weiß noch, wie meine Mutter

mich einmal fand, als ich mit Sanja und ein paar anderen Kindern Bergtroll spielte. Sie schimpfte mit meinem Vater, der vergessen hatte, nach mir zu schauen, und zog mich den ganzen Weg nach Hause am Arm. Einen ganzen Monat lang durfte ich danach nicht mehr mit den Dorfkindern spielen, und trotzdem schlich ich mich mit Sanja auch danach noch heimlich zum Fjell, immer dann, wenn Mutter auf Reisen war, und wir spielten Entdecker und Abenteurer oder Geheimagenten von Neu-Qian in der Mittelmeerwüste. Es gab dort Dutzende, wenn nicht Hunderte von Höhlen, und wir untersuchten alle, von denen wir glaubten, dass es sich lohne. Wir suchten Geheimgänge und versteckte Schätze, wie es sie in alten Büchern oder Pod-Geschichten gab, aber wir fanden nie etwas anderes als trockenes, grobes Gestein.

Vater blieb vor einem katzenkopfförmigen Höhleneingang stehen und kroch wortlos hinein. Die Öffnung war niedrig. Ich schürfte mir durch den dünnen Stoff der Hose hindurch die Knie am rauen Fels auf, und es fiel mir schwer, die Laterne und den großen Insektenhut mit durch den Eingang zu bugsieren. Die Luft in der Höhle war kühl und stand still. Der gelbliche Schein der Leuchtkäfer machte sich im Dämmerlicht breit. Die Laternen begannen, schwach zu glühen.

Ich erkannte die Höhle wieder. Sanja und ich hatten uns an einem Sommertag wegen ihr gestritten, als es darum ging, ob wir sie als Zentrale von »Neu-Qians Gesellschaft äußerst wichtiger und höchst bedeutenden Entdecker« benutzen sollten. Ich fand, es gebe darin zu viel verlorenen Platz, weil die Decke nach hinten schnell abfiel, und sie lag

auch zu weit von zu Hause entfernt, als dass man bequem Proviant hätte hinschmuggeln können. Am Ende hatten wir dann eine kleinere Höhle genommen, die näher an unserem Haus lag.

Vater kroch in den hinteren Teil der Höhle. Ich sah ihn anhalten und die Hand in den Fels schieben – so sah es jedenfalls für mich aus, als ich der Bewegung seines Armes folgte. Im Fels über seinem Kopf knirschte es leise, als sich eine dunkle Öffnung in der Decke auftat. Die Höhle war an der Stelle schon so niedrig, dass er sich im Sitzen durch die Öffnung zwängen musste. Die Laterne nahm er mit. Sein Gesicht sah ich erst wieder, als er mich von der anderen Seite der Öffnung aus ansah.

»Kommst du?«, fragte er.

Ich kroch hin und befühlte den Fels an der Stelle, an der ich Vater auf welche Weise auch immer den Durchstieg hatte öffnen sehen. Im wabernden Licht der Laterne konnte ich erst nur groben Stein erkennen, doch dann fanden meine Finger einen kleinen Vorsprung und dahinter einen breiten Spalt, in dem sich ein kleiner versteckter Hebel befand. Wegen des Vorsprungs war es fast unmöglich, den Spalt im Fels zu erkennen.

»Ich erkläre dir später, wie alles funktioniert«, sagte Vater. »Komm jetzt!«

Dann folgte ich ihm durch die Öffnung.

Über der Höhle, aus der wir kamen, lag versetzt eine zweite, oder vielmehr ein Tunnel, der weiter ins Innere des Berges zu führen schien. Genau über der Eingangsöffnung endete an der Tunneldecke ein Metallrohr, und daneben ragte ein großer Haken aus dem Fels. Ich hatte keine

Ahnung, wozu das gut sein sollte. Seitlich an der Wand befanden sich zwei Hebel. Einen davon betätigte Vater, und die Öffnung im Fels schloss sich. In der völligen Dunkelheit des Tunnels leuchteten die Laternen bald heller. Vater setzte jetzt auch seinen Hut ab und legte ihn mit dem Wasserschlauch auf den Boden.

»Wir lassen die Hüte hier«, sagte er. »Dort, wo wir hingehen, brauchen wir sie nicht.«

Der Tunnel führte sanft abwärts. Ich bemerkte, dass das Metallrohr, das über dem Eingang endete, an der Tunneldecke entlanglief. Wir konnten nicht aufrecht gehen, und der Kopf meines Vaters streifte hin und wieder die Decke. Der Boden unter unseren Füßen war erstaunlich glatt. Das Licht meiner Laterne hing in den Rückenfalten von Vaters Jacke wie die Dunkelheit in den Spalten der Tunnelwände. Ich lauschte der Stille der Erde um uns herum, die anders war als die Stille oben auf der Erde. Sie war dichter, beharrlicher. Und allmählich erkannte ich in ihrem Kern ein Geräusch, das wuchs und immer lauter wurde, das mir vertraut erschien und doch fremd. Ich hatte es noch nie so frei gehört, so ungebremst und ungehemmt stark. Es glich dem des Regens, der gegen die Fensterscheiben prasselte, oder dem des Duschwassers, das man sich über den Kopf fließen ließ, nur war dieses Geräusch nicht zahm oder leise, nicht wie von Menschen gebändigt. Es umschloss mich und drückte mich nieder, bis es so nah war wie die Wände ringsum, so nah wie die Dunkelheit.

Vater blieb stehen, und im Licht der Laternen sah ich, dass wir in einen Raum zwischen dem Tunnel und einer weiteren Höhle gekommen waren. Das Geräusch war jetzt

ein lautes Brausen. Vater wandte sich um und sah mich an. Das Licht der Leuchtkäfer tanzte auf seinem Gesicht wie auf Wasser, und hinter ihm sang die Dunkelheit. Ich wartete darauf, dass er etwas sagen würde, aber er kehrte mir nur erneut den Rücken zu und betrat die neue Höhle. Ich folgte ihm.

Ich versuchte, etwas zu erkennen, aber das Licht der Laternen reichte nicht weit genug. Die Dunkelheit zog uns rauschend an sich. Es war wie das Rauschen des Teewassers auf dem Boden eines eisernen Kessels, nur viel stärker, wie auf dem Boden von tausend oder zehntausend Kesseln, wenn das Wasser gerade zu kochen begonnen hat und der Teemeister weiß, dass es Zeit ist, sie vom Feuer zu nehmen, weil das Wasser sonst als Dampf auf Nimmerwiedersehen verschwindet. Ich spürte etwas Kühles und Feuchtes auf meinem Gesicht. Dann gingen wir ein paar Stufen hinunter, das Licht der Leuchtkäfer traf auf das Geräusch, und ich sah zum ersten Mal die versteckte Quelle.

Das Wasser ergoss sich in glänzenden Strängen und Fontänen aus dem Fels, in glitzernden Bändern und als gewaltige Wasserwände, die beim Auftreffen auf die Oberfläche eines tiefer in der Höhle ruhenden Teichs zerbarsten. Es sprudelte und kräuselte sich um die Felsblöcke und Steine, wirbelte und wand sich um sich selbst und schäumte und tanzte und sprudelte aufs Neue. Die Oberfläche des Teichs bebte. Aus dem Teich floss ein kleiner Bach in Richtung der Klippe, auf die wir über die Stufen getreten waren, und verschwand dann im Fels darunter. An der Felswand oberhalb der Wasseroberfläche sah ich etwas, was mir wie ein weißer Fleck erschien, und ein Stück davon entfernt wie-

der einen Hebel, der aus der Wand ragte. Vater trieb mich an weiterzugehen, ans Ufer des Teichs.

»Koste es!«, sagte er.

Ich steckte den Finger ins Wasser und spürte seine Kraft. Es drängte sich gegen meine Hand wie Atem, wie ein Tier oder die Haut eines anderen Menschen. Das Wasser war kalt, viel kälter als alles, woran ich gewohnt war. Ich leckte vorsichtig an den Fingern, so wie man es mir von klein auf beigebracht hatte: Trink nie Wasser, das du nicht zuerst vorsichtig gekostet hast!

»Es schmeckt süß«, sagte ich.

Das Licht seiner Laterne malte Streifen auf Vaters Gesicht, als er lächelte, dann, ganz langsam, verschwand das Lächeln wieder.

»Du bist siebzehn und volljährig und alt genug, um zu verstehen, was ich dir jetzt erzählen werde«, sagte er. »Diesen Ort gibt es nicht. Diese Quelle ist vor langer Zeit versiegt. So heißt es in Geschichten, und das glauben auch diejenigen, die andere Geschichten kennen, solche, wonach es im Herzen des Fjells eine Quelle gab, die einmal Wasser für das ganze Dorf spendete. Denk daran: Diese Quelle gibt es nicht!«

»Ich denke daran«, sagte ich zu ihm, aber ich begriff erst später, was für ein Versprechen ich ihm da gegeben hatte.

Wir gingen denselben Weg zurück. Als wir die Eingangsöffnung erreichten, nahm Vater den Wasserschlauch, den er dort hatte liegen lassen, und hängte ihn an den Haken an der Decke. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass der

Schlauch offen war, betätigte er einen der beiden Hebel an der Wand. Ich hörte ein Geräusch, ähnlich dem, das von anspringenden Kühlgeräten ausging, und dann ein neues Rauschen, das klang, als wäre es in Metall eingeschlossen. Nach einer Weile schoss Wasser wie aus einer kräftigen Dusche direkt aus der Öffnung des Metallrohrs in den Wasserschlauch.

»Hast du das gebaut?«, fragte ich meinen Vater. »Oder war es Mutter? Hat sie sich das hier ausgedacht? Habt ihr es zusammen gebaut?«

»Niemand kann genau sagen, wer es gebaut hat«, sagte er. »Aber die Teemeister glaubten schon immer, dass es einer von ihnen war, vielleicht der erste, der sich hier niedergelassen hat, bevor die Winter verschwanden und die Kriege anfangen. Genau weiß es nur noch das Wasser.«

Er betätigte beide Hebel, und das Wasser floss schwächer. Dann versiegte es ganz, und die Öffnung im Fels war wieder da.

»Geh du voran!«, sagte mein Vater.

Ich ließ mich durch die Öffnung nach unten gleiten. Vater verschloss den Wasserschlauch und reichte ihn mir vorsichtig herunter. Als die Öffnung geschlossen war, sah die Höhle wieder aus wie eine ohne jedes Geheimnis.

Der Schein der Leuchtkäfer nahm im Tageslicht schnell ab. Als wir auf dem Hof unseres Hauses ankamen, hob meine Mutter den Blick von einem dicken Buch, mit dem sie auf der Veranda saß und sich Notizen machte. Vater reichte mir seine Laterne. Die Schatten der Blätter tanzten auf den Steinplatten des Weges, als er mit dem Wasser-

schlauch auf dem Rücken in Richtung Teehaus ging. Ich wollte ihm folgen, aber er sagte: »Jetzt nicht.«

Ich stand mit einer Laterne in jeder Hand da und lauschte, wie die Leuchtkäfer gegen die in der Sonne heiß gewordenen Glaswände stießen. Erst als Mutter mit mir redete, kam ich darauf, dass ich ja die Deckel der Laternen aufmachen konnte.

»Du hast dir wieder einen Sonnenbrand geholt«, sagte Mutter. »Wo seid ihr beide denn gewesen?«

Die Leuchtkäfer flogen auf, und ich sah sie in den Stachelbeersträuchern verschwinden.

»An einem Ort, den es nicht gibt«, sagte ich und wusste im selben Augenblick, dass sie wusste, wo wir gewesen waren, und dass sie selbst auch schon dort gewesen war.

Mutter sagte nichts, aber der zuvor friedliche Ausdruck verschwand von ihrem Gesicht.

Spät am Abend, als ich im Bett lag und das Licht der Nachtsonne in den Zweigen der Bäume im Garten beobachtete, hörte ich sie lange mit Vater reden. Sie saßen in der Küche, und ich konnte die Worte nicht verstehen, aber ich bemerkte einen düsteren Klang, den ich mit in meine Träume nahm.